Die Reise nach Ikarien.

Roman von H. Teichmann.

(4. Fortsetzung.)

Martina sprang gleich auf. Sie war in der richtigen Stimmung. Einen so schönen Abend hatte sie schon lange nicht erlebt. Es war so gemütlich, so ungezwungen heiter im Kreise dieser Familie. Der Obermeister nahm so recht die Stelle des Hausherrn ein. Und die runde, freundliche Frau paßte wie keine andere in diesen Kreis, ebenso das schlanke, schelmische Rosl. Ob sie nicht ein wenig für ihren hübschen Vetter schwärmte? Martina trug diesen Gedanken schon den ganzen Abend unbewußt in sich herum und hatte die beiden beobachtet. Sie neckten sich oft, stritten sich lustig, doch einen heißen Blick hatte sie nicht aufgefangen.

Sie trat zum Klavier und wählte unter den Noten und sah gleich das jauchzende Frühlingslied von Jensen: „Uebern Garten durch die Lüfte" . . .

Sie sang mit der ganzen unbewußten Liebesseligkeit. Selbstvergessen ruhten ihre Augen auf dem kühngeschnittenen Gesicht des jungen Malers. Jauchzend schloß sie: „Sie ist dein, sie ist dein!"

Sie hatte sich selbst zu ihrem Gesang begleitet und spielte eine Weile in rauschenden Akkorden weiter und sang dann ohne Uebergang, sang aus Wagners Meistersingern: „Winterstürme wichen dem Monnemond".

Es lag etwas Aufwühlendes in dem Lied, eine schmerzlich süße Wollust, Leidenschaft und reife Weibessehnsucht . . .

Als sie plötzlich ihren Sang beendete, saßen alle eine Weile stumm da und horchten noch auf den zitternden Nachhall der klingenden jungen Stimme, die den ganzen Raum ausgefüllt hatte.

Niemand machte ihr ein Kompliment, wie sie es gewöhnt war. Aber der Obermeister schüttelte ihr stumm und kräftig die Hände, und die rundliche Frau wischte sich eine Träne aus dem Auge. Rosl sagte:

„Fräulein Martina — kommen Sie, bitte, bitte, öfter zu uns." Der junge Velten sagte nichts. Aber Martina wußte, daß er sie verstanden hatte. Sie drückten sich beim Abschied stumm die Hand, fest ruhten ihre Blicke ineinander. Und leise, ohne daß es die anderen verstanden, sagte er: „Auf morgen nachmittag." Martina nickte, und noch lange klang in ihr das hoffende, sehnsüchtige: „Auf morgen". Vergessen war die Tante mit ihren höhnenden Worten, vergessen der Vorsatz, nie mehr in den Wald zu gehen. Sie dachte nur das eine: „Wäre es erst wieder nachmittag. Und soll die ganze Welt dagegen sein: ich gehe."

* * *

Der andere Tag war schöner, leuchtender als der erste. Die Blätter hatten sich schon voll entwickelt, die späteren Obstbäume blühten an allen Feldrainen, in allen Gärten. Tiefblau spannte sich der Himmel über die sonnige Welt. Es war ein Werden und Wachsen, ein Blühen und Duften, daß die Menschen aus dem Jubeln und Sehnen gar nicht herauskamen. Nur die ganz prosaischen, mürrischen Leute empfanden nichts. Sie trotteten mit kalten, verdrossenen Gesichtern ihren Pflichtgang und ärgerten sich über das Blühen, Jubeln und Duften.

Martina stand draußen am Waldrain neben der Staffelei des Malers. Sie sah aufmerksam zu, wie die grauen Stämme aus der duftigen, fernen Landschaft herauswuchsen, sah, wie die ziehenden Sommerwölkchen entstanden. Sie sprachen nicht viel miteinander. Nur hie und da ein leises, bedeutsames Wort. Dann fragte der Maler: „Sie gehen dann wieder mit mir meinen Waldgang?"

„Ja, sehr gerne. Ich beginne schon, Geschmack am Walde und am Wandern zu bekommen."

„Mir geht der Wald über alles. Vielleicht, weil ich in meiner ersten Jugend viel im Walde gewesen, weil ich meine Jugendträume alle im Walde, beim Rauschen der Bäume geträumt habe. Die besten Ideen, die ich hatte, kamen mir im Walde, vom Walde."

„Wieso kommt das?"

„Wer weiß! Vielleicht macht es die tiefe Einsamkeit, die grüne, milde Dämmerung. Das empfinde nicht nur ich. Nein, Tausende vor mir haben den Wald in herrlichen Liedern und Gedichten besungen, haben den Zauber eines deutschen Waldes empfunden. Jede tiefe, poetische Natur liebt den Wald, findet Ruhe und Frieden in ihm, die schönsten Gedanken löst er aus. Man kann das nicht begreiflich machen, das muß man fühlen."

Martina liebte es nicht, wenn er von solchen Dingen sprach. Da konnte sie nicht mitreden, es war ihr ein fremdes Gebiet. Sie fühlte dann immer, daß sie in ihrem Leben etwas Schönes versäumt hatte, das sie nicht mehr nachholen könnte. Aber sie freute sich trotzdem, mit Velten die Waldespfade wandern zu können. Ihr Blick schweifte die Straße zurück, auf der sie vor einer halben Stunde gekommen. Sonnig, wie ein gelbes Band schlängelte sie sich durch die Wiesen. Und als Martina so aufmerksam hinsah, gewahrte sie eine Staubwolke, die sich dem Waldrande näherte. Aus der Wolke löste sich im Nähertommen ein Automobil los. Das hielt vor den beiden, und Martina sagte:

„Mein Gott, was soll denn das? Das ist doch nicht mein Auto?"

Da sprang aus dem modischen Fahrzeug ein schlanker Herr, legte Mantel und Brille ab und half auch einer älteren Dame heraus. Die beiden kamen nun lachend auf Martina zu, die ganz erstaunt auf den Besuch starrte. Die Dame lachte:

„Haben wir Sie, Ausreißerin, endlich? Ja, schaun Sie nur. Wir sind's wirklich: Gräfin Solten mit ihrem Sohn Erich!"

Martina lief ihnen nun mit wirklicher Freude entgegen. Es waren gute, liebe Freunde von Wien her, und mit ihrem Anblick kamen all die Erinnerungen an die fröhliche Vaterstadt wieder, an die Freuden der Großstadt, des Reichtums. Sie schüttelte der Gräfin lachend die Hand, ließ sich von Graf Erich die Fingerspitzen küssen und wandte sich dann zu Velten um. Der hatte sich nicht viel um die Fremden gekümmert. Er saß mit kühlem Gesicht vor seiner Staffelei und malte ruhig weiter.

Martina stellte vor, und die Gräfin hielt ihr Lorgnon vor die Augen und trat zu dem Bilde. Interessiert sah sie dem Maler eine Weile zu und ließ ein paar Bemerkungen fallen, die von ihrem Kunstverständnis zeugten. Martina fragte jetzt:

„Aber, bitte, erklären Sie mir nun, liebste Gräfin, woher Sie kommen! Ausgerechnet hierher in das Nest."

Graf Erich, ein junger Lebemann wie hundert andere, versuchte zärtlich in Martinas goldbraune Augen zu sehen. Dabei näselte er:

„Wir wußten doch, Sie sind hier! Und wären Sie auch in der Wüste" . . .

„Na, na," machte das junge Mädchen, „wer das glaubt! Sagen Sie mir, liebste Gräfin" . . .

Die wandte sich nun von dem Maler ab, der noch nicht zehn Worte gesprochen hatte. Ganz ernsthaft bestätigte sie:

„Sicher sind wir Ihretwegen hier, liebes Kind. Und wir haben keine andere Absicht, als Sie ein wenig zu entführen. Wir sind bei Graf Schaffgotsch in Wildschütz zu Besuch, und da machten wir die kleine Reise hierher. Wir waren erst bei Ihrer Frau Tante, und die wies uns hierher. Da sind wir nun, und Sie müssen mit. Wir bleiben noch zwei Tage auf Schloß Wildschütz und reisen dann für ein paar Wochen nach Bad Reinerz. Sie nehmen vorläufig ein paar der nötigsten Sachen mit, das andere lassen Sie sich nachschicken. Widerspruch gibt's nicht."

Martina stand zweifelnd. Sollte sie die begonnene Frühlingsidylle unterbrechen? Sie sah zu Velten hin. Der hatte sie einen kurzen Augenblick lang bang forschend angesehen, jetzt waren seine Augen tief auf die Leinwand gesenkt. Kein Zug in seinem stolzen, kühlen Gesicht verriet, was er dachte und wünschte. Es war ihm scheinbar gleichgültig, was sie tat. Sie warf trotzig die Lippen auf. Vielleicht war er sogar froh, wenn er ein wenig Ruhe vor ihr hatte. Er hätte doch sonst protestieren können. Nun fuhr sie gerade mit. Es lockten sie auch die lange entbehrten Zerstreuungen der großen Welt, die Huldigungen der Männer, der vornehmen Welt. Sie sagte rasch zu. Sie sah dabei auf Velten, dessen Lippen jetzt ein leises, ironisches Lächeln umspielte. Sie sah nicht, daß Schmerz und Bitterkeit in dem Lächeln lagen, sie sah nur die Ironie. Da sagte sie laut:

„Ja, ich komme sehr gern mit. Ich langweilte mich ja zum Sterben hier in dem Neste. Wir fahren doch gleich?"

„Sofort, meine Liebe. Nur einen Moment Geduld. Der Chauffeur richtet nur eine Kleinigkeit an dem Auto, wie Sie sehen. Unterdessen könnten wir in dem idyllisch gelegenen Gasthause eine kleine Erfrischung nehmen. Sie halten mit, Martina?"

„Ich komme nach. Ich hole nur die Sachen, die ich da oben auf dem Felsen deponiert habe."

„Aber das kann Ihnen mein Sohn besorgen, oder vielleicht ist Herr Velten so liebenswürdig?"

„Nein, Gräfin, ich muß selbst gehen. Ich habe so meine verschiedenen Schlupfwinkel für die Sachen, ich möchte nichts vermissen."

Die Gräfin und ihr Sohn schritten langsam dem Gasthause zu, und Martina eilte den Weg zum Felsen hinan. Es war eine Ausrede gewesen, denn jeder andere hätte den Schal, die Bücher und die übrigen Gegenstände holen können. Oben blieb sie einen Augenblick stehen und horchte herzklopfend den Weg hinab. Dann ging ein triumphierendes Leuchten über ihr Gesicht: Velten kam ihr nach. Das hatte sie gewollt. Sie nahm scheinbar gleichgültig die umherliegenden Dinge an sich und sah erst auf, als der Maler vor sie hintrat.

„Fräulein Martina — wie können Sie uns so verlassen? Hatten Sie schon so große Sehnsucht?"

Er schien ihr blasser als sonst, und seine Lippen zuckten ein wenig. Sie stand unschlüssig vor ihm. Es war lautlos still um sie. Die Fichten versperrten jeden Ausblick von unten her, und nur der tiefblaue Himmel sah zu ihnen hernieder. Velten sagte wieder, da Martina schwieg:

„Warum wollen Sie fort? Und wann kommen Sie wieder? Was werden wir unterdessen beginnen — der Onkel Fritz — wir alle?"

„Ich ja, der Onkel Fritz! Ich vergaß ganz. Gestern gab er mir diesen alten Georgstaler — ich versprach, ihn nach Wien zu senden, um ihn prüfen zu lassen. Er ist natürlich nicht echt, doch will ich ihm eine Freude machen. Ich will ihm sagen, er sei echt, und man will ihn von ihm erwerben. Da darf er aber die Münze nicht mehr bei mir sehen. Möchten Sie sie zu sich nehmen? Vielleicht als Andenken an mich und an die wenigen Frühlingsstunden?"

Sie hielt ihm den Taler entgegen, und er griff hastig danach. „Ich nehme ihn gern, Fräulein Martina — er wird ein Bürge sein, daß Sie bald wiederkehren. Ich werde ihn stets bei mir tragen — nichts soll mich von ihm trennen." Martina wurde es beklommen zumute. Velten war so ernst, so eigentümlich. Sie sagte: „Ich muß nun gehen — auf Wiedersehen!"

Er küßte ihr nicht die Hand, wie es der Graf getan. Aber er drückte fest und warm ihre Finger. Dann lief sie den Weg hinab, und Velten blieb regungslos stehen. Er stand noch immer, als das Automobil fauchend die gelbe Landstraße zwischen den grünen Wiesen dahinsauste. Dann kehrte er mit finsterem Gesicht zu seinem Bilde zurück. Den alten Taler steckte er in sein Portemonnaie und saß dann lange gedankenvoll vor der verschwindenden Landschaft mit den grauen Stämmen. Dann sagte er leise vor sich hin:

„Ich fliege, mir scheint, wieder einmal zu hoch. Eine leidige Angewohnheit! Ein unglückseliges Erbe!"

* * *

Gerta Heide stand aufatmend vor den fertigen Räumen. Ja, nun hatten sie ein anderes Aussehen, die düsteren, schattigen Zimmer. Sie war nicht enttäuscht gewesen, wie es ihr Mann gefürchtet hatte. Sie liebte die alten, winkeligen Häuser und hatte schon immer den Wunsch gehegt, in einem solchen zu wohnen. Und der alte, herrliche Garten! Da konnte man an hundert Plätzen sinnen und träumen, wie sie es so gern tat. Nur eines gefiel ihr nicht, das war die Frau des Hauses, der Fabrik. Sie hatte sie am Bahnhof empfangen, was sicher sehr aufmerksam war. Doch ihre Blicke hatten bei der Begrüßung so drohend, so haßerfüllt auf ihr geruht, daß Gerta ein leiser Schauer über die Glieder rann. Was hatte sie dieser Frau getan, daß sie ihr die Abneigung bei jeder Begegnung so offen zeigte? Zu ihrem Manne sprach sie nicht davon. Er war ganz bei seiner Arbeit und hatte sich Hals über Kopf in eine Flut von Aenderungen gestürzt. Sie sah ihn kaum mehr, höchstens nur bei Tische. Und da sprach er von nichts anderem als von den neuen Systemen der Zettelmaschinen, von Webstühlen und neu einzuführenden Jacquardmaschinen. Und wenn sie ihn verständnislos ansah und nicht begreifen wollte, sagte er:

„Kind, du weißt nicht, was das für Reiz für mich hat: dieses Einfahren in ein neues Gleis. Ich möchte von früh bis abends ändern, verbessern. Denn es ist alles in einem erbarmungswürdigen Zustand. Die Frau führt ein eigenwilliges und, wie mir scheint, unvernünftiges Regiment. Keiner darf seine Meinung abgeben. Nicht einmal der Obermeister Velten, die Seele des ganzen Betriebes. Nun, ich kehre mich nicht viel an ihre Blicke. Ich habe ihr Wort: ich darf ändern."

Gerta vermißte vorderhand ihren Mann nicht. Die neue Umgebung, die malerische Stadt, die fremden Menschen interessierten sie ungemein. Jeden Abend, wenn ihr Mann noch vergraben in seine Bücher saß, lief sie ins Freie hinaus, mit trunkenen Augen umherblickend, jede Schönheit, jede Stimmung der Landschaft durstig in sich aufnehmend. Sie konnte nicht schnell genug gehen, nicht viel genug auf einmal sehen. Jeder neue Weg bereitete ihr einen geistigen Genuß. Sie hätte am liebsten alles gemalt, es war eine drängende Sehnsucht in ihr, auf irgendeine Schönheit festzuhalten. Doch malen konnte sie nicht, nicht das einfachste Bild. Das bereitete ihr fast körperliche Schmerzen. Und sie wußte kein anderes Mittel, keinen anderen Weg.

Es war heiße Nachmittagsstunde. Die beiden kleinen Knaben Gertas schliefen mit roten Wangen im grünbämmerigen Kinderzimmer. Die Fenster standen offen, und die heiße Mittagsluft strömte herein. Gerta ging ruhelos durch die Räume. Sie hätte gern einen vertrauten Menschen um sich gehabt, sie fühlte sich zum erstenmal einsam in der fremden Stadt. Ob die schöne Nichte Frau Langenscheits schon zurück war? Man erwartete sie täglich. Gerta war neugierig auf das reiche Mädchen. Wie sie sich zu ihr stellen würde? Ob auch so unbegreiflich feindselig wie die Tante?

Der Garten lag einsam und schattig im Sommerglanze. Da ging Gerta hinaus und wanderte ziellos in den Gängen herum. Da sah sie zwischen dem Grün einer Jasmingruppe eine Hängematte schweben, und darin lag ein Mädchen mit blondem, braunem Haar. Sie lag träumend, mit großen, offenen Augen.

Gerta trat leise herzu. Und da richtete sich die schlanke Mädchengestalt empor und sah die fremde Frau fragend an. Frau Gerta war nicht eigentlich schön, doch von vornehmem, vergeistigtem Aeußeren. Das dunkle, schlichte Haar rahmte ein schmales, feines Gesicht mit regelmäßigen Zügen und grauen, verträumten Augen ein. Martina kam die lautlose Erscheinung fast unheimlich vor. Sie sprang aus der Hängematte, und Gerta sagte bedauernd:

„Schade, daß ich Sie störte, es war ein schönes Bild. Sie sind die Nichte Frau Langenscheits?"

„Ja, ich bin Martina Strohall. Und Sie sind Frau Heide?"

„Ja, Gerta Heide. Ich bin froh, daß Sie im Hause sind, liebes Fräulein, es wäre sonst sehr einsam und düster."

„Aber Sie besitzen doch Mann und Kinder! Zwei so herzige Kerlchen. Ich sah sie gleich gestern bei meiner Ankunft."

„Sie sind noch so klein. Man kann noch nicht viel mit ihnen anfangen. Und mein Mann ist den ganzen Tag in der Fabrik beschäftigt. Waren Sie schon einmal in den Fabrikräumen?"

„Nein, noch nie. Ich nahm es mir zwar immer vor — doch jetzt war ich so lange fort — beinahe einen ganzen Monat. Es war so schön draußen in der Welt. Hier ist es langweilig und einsam. Ich will auch gar nicht lange mehr hier bleiben. Höchstens noch einen Monat. Dann gehe ich mit Bekannten nach Heringsdorf."

„Das ist schade. Sie sind beneidenswert. Ich möchte auch einmal hinaus — mir wird es oft zu eng an einem Orte — ich habe noch nicht viel von der Welt gesehen, trotzdem ich mir's von Jugend auf wünsche. Aber ich weiß auch ganz genau: wäre ich fort, draußen, zöge es mich wieder zu den Meinen zurück. Der Mensch ist nun einmal so. Es lockt ihn immer dem Unbekannten, Unerreichbaren nach."

Die beiden Frauen schwiegen eine Weile, und jede dachte von der anderen: „Wie ist dein innerstes Wesen? Könnte man dir vertrauen?" Und obgleich sie beide aneinander Gefallen fanden, blieb doch ein Rest von Mißtrauen, ein leises, kaum bewußtes Vorurteil zurück.

Martina war dazu in einer schlimmen Laune. Sie hatte sich in all den vergangenen Wochen wieder ganz in ihr früheres Leben eingewöhnt. Die Zerstreuungen fehlten ihr jetzt, die Huldigungen der vornehmen Welt. Und sie hatte sich doch hierher zurückgesehnt, hatte kaum den Tag erwarten können, an dem sie das stille, alte Städtchen wiedersehen konnte. Und jetzt war sie hier, war gestern abend gleich mit Onkel Fritz durch die abendlichen Gassen gegangen und hatte alles verändert gefunden. Klein und armselig die Häuser, schief die Straßen, alles war verstaubt und matt. Auch an Veltens Haus war sie langsam vorübergegangen, und niemand hatte herausgesehen. Velten mußte doch wissen, daß sie kam, sie hatte es ja der Tante geschrieben, und der Obermeister sollte es nicht erfahren haben? Onkel Fritz erzählte ihr genau, was in den letzten Wochen vorgefallen war, und er wähnte auch, daß er auch allabendlich bei Veltens zu Gast gewesen sei. Er ging ganz kühn hinüber und läutete an der Haustür. Nach einer langen Weile war das Hausmädchen erschienen, die sagte, sie seien alle im Kreisgrund draußen. Martina war ganz ernüchtert und enttäuscht nach Hause gegangen. Heute vormittag hatte Frau Velten hergeschickt und ließ den alten Herr nnd Fräulein Martina in den Garten zu einem Glase Kaffee bitten.

Das junge Mädchen verzog in Gedanken daran spöttisch die Lippen. Wie spießbürgerlich! Sie war noch gar nicht entschlossen, ob sie hingehen sollte. Jedenfalls wollte sie nicht allzu pünktlich sein. Sie hatte sich das Wiedersehen mit dem jungen Maler ganz anders gedacht. Nun würde der auch sicher bei Kaffee und Kuchen sitzen und sein hübsches Couschinchen neben ihm.

Martina sagte jetzt zu Gerta, die ganz versunken dastand:

„Es ist sehr heiß hier unten — wollen wir nicht ein wenig zu mir hinaufgehen? Oben wird es kühler sein. Kommen Sie mit mir, gnädige Frau!"

„Worum sagen Sie gnädige Frau zu mir? Das klingt so steif und feierlich. Heißen Sie mich, bitte, Frau Gerta. So großer Altersunterschied ist ja zwischen uns nicht Ich bin erst 24 Jahre." Martina nickte freundlich und reichte der jungen Frau ihre feine, schlanke Hand. Es kam ihr plötzlich das Bedürfnis, jemand näher zu sich heranzuziehen, eine Altersgenossin zu haben. Sie fragte: „Musizieren Sie vielleicht?"

„Nein, leider nicht, obgleich ich Musik leidenschaftlich liebe. Mein Mann geigt wunderschön, besonders im Dunkeln, wenn alles still um ihn ist. Da quellen oft fremde, süße Melodien unter seinem Bogen empor — und ich sitze in einem Winkel und könnte schluchzen und weinen. Ich aber habe, glaube ich, gar kein Talent."

„Eine Gattin und Mutter braucht auch keines, denke ich mir, wie nur zu lieben. Wenn ich einen Mann hätte, mit dem ich mich ganz eins fühlte, der mich zu seinem Leben, zum Glücklichsein brauchte, dann wünschte ich mir nichts weiter auf der Welt. So werde ich immer denken; er wollte nur mein Geld — nicht mich."

Gerta schritt schweigend und nachdenklich neben Martina her und dachte zum erstenmal ganz ernsthaft über ihre Ehe nach. War sie so ganz eins mit ihrem Manne? Sie wußte, als Mädchen hatte sie sich eine andere Vorstellung von der Ehe gemacht. Aber das waren wohl noch übersponnte Mädchenträume, wie sie jedes Mädchen träumt. Und auch das konnte sie mit Gewißheit sagen, ihr Mann brauchte sie nicht unbedingt zu seinem Leben, zum Glücklichsein. Er wäre wahrscheinlich mit jeder anderen Frau, die ihre Pflichten erfüllte und nicht abstoßend wäre, ebenso zufrieden gewesen.

Es war eine ruhige, kühle Ehe, wie tausend andere. Gerta wußte sich zu erinnern, daß sie im Anfang unglücklich, enttäuscht gewesen, daß sie sich aufgebäumt hatte, gegen solches Nebeneinander. Und war dann doch ruhig und stumpf geworden, und nur ein leises Sehnen war in ihrer Seele zurückgeblieben Die nimmerschlafende Sehnsucht nach Glück. Ihrem Mann durfte sie mit solchen Sachen nicht kommen. Er konnte grüblerische, überspannte Frauen nicht leiden. Er sagte immer: „Glück! Was ist Glück? Das ist die innere Befriedigung, die aus dem Gleichklang von Wollen, Können und Müssen erwächst. Ein anderes Glück ist Schein und nicht gesund."

Gerta schwieg ihrem Mann gegenüber schon lange von ihren Wünschen und Sehnen, Es war zu unbestimmt, hatte keinen Namen. Aber sie wußte: die Erfüllung müsse noch kommen, einmal im Leben.

Sie traten aus dem Garten in den schattigen Fabrikhof. Dort war heute kein so reges Leben wie sonst. Der Motor arbeitete nicht, die Türen zu dem großen Arbeitsraume standen offen, doch die Webstühle und Maschinen sausten nicht wie andere Tage. Martina sagte verwundert:

„Was ist da heute los?"

„Ich weiß nicht. Mir scheint, mein Mann sagte, es würden heute einige neue Stühle aufgestellt. Dort ist er übrigens. Auch Frau Langenscheit."

Sie schritten zu den beiden hinüber, die im eifrigen Gespräch vor einer neuen Doppelspulmaschine standen. Heide erklärte der Frau eifrig die Vorteile der neuen Maschine und sagte gerade, als die beiden Frauen hinzutraten:

„Sie sollten einwilligen, mehr Jacquardmaschinen aufzustellen, gnädige Frau. Wir sollten mehr Blusen- und Kleiderseiden herstellen. Auch Möbelseiden. Für die Artikel, die wir jetzt verfertigen, wie Futterseiden, Westen- und Juponseiden haben wir schon zu viel Konkurrenz."

Frau Langenscheit sagte: „Nein, Herr Direktor, ich kann mich dazu nicht entschließen. Da müßten wir ja vor anderem einen tüchtigen Musterzeichner haben. Und glauben Sie, daß die so zu Dutzenden in der Welt herumlaufen? Das müßten dann ganz aparte, künstlerische Zeichnungen sein, noch nie dagewesene Muster. Sonst hielten wir die Konkurrenz auch nicht aus."

Sie brach ab und wandte sich zu ihrer Nichte: „Nun, Martina, kennst du schon Herrn und Frau Direktor Heide?"

Herr Heide sagte lachend: „O ja, meine Buben vermittelten gestern abend die Bekanntschaft mit Fräulein Martina. Nicht wahr? Und mit meiner Frau haben Sie sich auch schon gefunden?"

Er sah bewundernd auf Martina, die in ihrer blonden, vornehmen Schönheit vor ihm stand. Seine Blicke drückten ganz unverhohlen sein Gefallen aus. Gerta und Frau Langenscheit sahen die Blicke, und beider Augen trafen sich. Höhnisch und feindselig war der alten Frau Gesicht, und Gerta empfand ein wehes und doppeltes Unbehagen. Warum sah ihr Mann das junge Mädchen so entzückt an? Und weshalb diese Feindseligkeit von Frau Langenscheits Seite?

Gerta kam die Gegenwart plötzlich schwer und sonnenlos vor. So, als lauerten Gefahren in jedem Winkel des alten Hauses.

„Ihre Frau lernte ich im Garten kennen, soeben. Ich freue mich, daß ich einen so angenehmen Umgang gefunden habe. Ich hörte von ihr, daß Sie ein vorzüglicher Violinist sind. Das freut mich ungemein. Da können wir manchmal zusammen spielen. Ich habe neue, sehr schöne Noten mitgebracht."

„Sie spielen und singen, gnädiges Fräulein, ich hörte es schon. Es wird für mich kein größeres Vergnügen geben, denn meine Frau ist leider nicht musikalisch. Sie schmökert nur in Büchern herum. Wir können uns ganz bestimmte Musikabende einrichten."

Gerta meinte: „Hast du denn so viel Zeit? Die letzten Wochen hatte ich dich keinen einzigen Abend. Immer schütztest du Arbeit vor."

„Ich hatte sie auch, mein Kind, das wird nun besser. Und ein wenig Erholung muß man sich auch gönnen. Du weißt, Musik ist mein alles. Wir können gleich dieser Tage einen Abend festsetzen."

Martina rief lachenden und leuchtenden Auges:

„Ich freue mich unendlich darauf, Herr Direktor. Wir spielen gleich morgen abend, nicht?"

„Warum nicht heute?"

„Heute bin ich versagt. Tante, ich vergaß, dir zu sagen, daß Onkel Fritz und ich zu Veltens gehen — zur Jause und wahrscheinlich spät wiederkommen."

Direktor Heide sagte: „Wissen Sie nicht, wie es dem Obermeister geht?"

„Wieso? Ist er krank?"

„Er soll sich gestern bei einem Ausfluge den Fuß verstaucht haben. Er kam deshalb heute nicht zum Aufstellen der Maschinen. Ich kann ohne ihn nicht gut etwas machen. Ich will später auch zu ihm gehen, um mich zu erkundigen, wie es ihm geht. Gerta, du kennst die Familie noch nicht näher — willst du mitkommen?"

Sonst hätte Gerta wohl abgelehnt. Sie fühlte sich nicht wohl bei ganz fremden Leuten. Doch zuckte der Gedanke in ihr empor, Martina geht auch hin — sie werden dann zusammengehen— das allein trieb sie, sofort zuzustimmen.

Man verabschiedete sich jetzt. Alle reichten einander die Hand. Und Heide sagte: „Also auf Wiedersehen, Fräulein Martina, melden Sie uns einstweilen an. Wir kommen so gegen 6 Uhr nach".

Der Tag begann schon, müde zu werden und die Sonne warf lange Schatten, als der Direktor mit seiner Frau die Fabrik verließ. Sie gingen durch die schmale Kirchengasse, die direkt auf den Stadtplatz führte, in dessen Mitte das Rathaus stand. Das Haus Veltens lag ein wenig außerhalb am Ende einer Gasse. Es war das letzte Haus, und die Landstraße nach Preußen führte daran vorüber. Heide sagte

„Wir haben's gut getroffen, Gerta, nicht? Ein wunderschönes, nettes, reines Städtchen, angenehme Wohnung, sehr lieben Verkehr im Hause."

„Finde ich gerade nicht, Georg. Ist Frau Langenscheit sehr lieb? Vielleicht zu dir. Mich muß sie förmlich hassen. Sie spricht kaum mit mir. Aus welchem Grunde weiß ich freilich nicht. Aber du findest wohl auch nur Fräulein Martina sehr lieb. Wie du sie ansahst!"

Georg Heide lachte: „Bist du wieder eifersüchtig? Sie ist sehr hübsch und fein. Und ich kann mir nicht helfen, ich sehe hübsche Frauen lieber als häßliche. Du wirst schon entschuldigen müssen, ich werde Fräulein Martina noch oft so ansehen."

Gerta schwieg und preßte die Lippen zusammen. So traten sie schweigend in den kühlen Hausflur und wollten soeben die Treppen hinaufsteigen, als das Dienstmädchen mit Gläsern von oben kam und sagte, die Herrschaften wären im Garten. Es war kein so großer, schöner Garten wie der der Frau Langenscheit, doch gab es eine Menge Waldbäume darin, weite sonnige Rasenplätze und unter Kastanien ein wunderschönes Plätzchen für einen Tisch mit Sesseln rundum. Der Obermeister Velten saß in einem Lehnstuhl am oberen Ende der Tafel, der kranke Fuß lag eingewickelt auf einem kleinen Taburett.. Die rundliche Hausfrau kam den beiden gleich entgegen und führte sie mit freundlichem Geplauder an den Tisch. Gertas Blick flog umher. Neben dem Hausherrn saß sein junges, schlankes Töchterlein, das jetzt schelmisch knickste und dem Direktor Platz machte. Weiter unten, vom Schatten der Kastanien grün beleuchtet, lehnte Martina mit kühlem, stolzem Gesicht. Ihre Finger spielten nervös mit ein paar langstieligen Blumen. Sie schien gar nicht zu den einfachen Leuten hier, nicht in den schlichten Bürgergarten zu passen. Weshalb sie nur überhaupt hier war? Sie neigte den Ankommenden flüchtig lächelnd den Kopf zu, nur für Heide hatte sie ein helleres Lächeln. Gerta bemerkte es mit eifersüchtigen Augen.

(Fortsetzung folgt.)

— Doppelsinnig. „Na, Anna, willst Du Dich denn nicht bald trauen lassen?"

Anna: „Ich möchte ja schon, aber mein Bräutigam traut sich noch nicht."

Für die Küche.

Johannisbeeren-Kompott. Schwarze Johannisbeeren als Beilage zu Braten. ¼ Quart Weineſſig, ½ Pfund Zucker werden gekocht und heiß über ein Pfund Beeren geschüttet. Nachdem die Maiſe ungefähr 10 bis 12 Stunden gestanden, wird diese nochmals aufgekocht, heiß in die Gläser gefüllt und letztere mit Papier zugebunden.

Speck linsen. Gute, sorgfältig verlesene, über Nacht eingeweichte Linsen werden in dem Wasser, in dem sie eingeweicht waren, mit etwas Salz, etwas Petersilie, einer kleinen Zwiebel und etwas Pfeffer langsam weich gekocht, durch ein Sieb gegossen und auf heißer Schüssel angerichtet. Dann gießt man in Würfel geschnittenen, auf gelindem Feuer gebratenen Speck samt dem Fett darüber.

Ochsenschwanz-Suppe. Der Ochsenschwanz wird gereinigt, in kaltes Wasser gelegt und dann in Stücke geschnitten. Am besten schneidet man da, wo die Gelenke sind. In einem Kessel läßt man 2 Eßlöffel Abfüllfett hellbraun werden, gibt die Schwanzstücke hinzu und bräunt sie unter festem Umrühren leicht. Dann gießt man 2 Quart kaltes Wasser hinzu und gibt 1 große Zwiebel, fein gehackt, 1 Stange Sellerie, 1 Gelbwurzel, 2 Nelken, 5 Pfefferkörner, 2 Lorbeerblätter und Petersilie zur Suppe. Man simmert dieselbe wenigstens 4 Stunden, schöpft das Fett gründlich ab, serviert die Suppe sehr heiß mit einem Stück des Schwanzes in jedem Teller.

Roter gemischter Salat. Zwei bis drei gut gewaschene, mit der Schale weichgekochte rote Rüben, die später abgeschält und in Scheiben geschnitten werden, ebenso in der Schale gekochte, abgezogene und in Scheiben geschnittene Kartoffeln (ungefähr 1¼ Pfund Salatkartoffeln) und ein halber Kopf recht fein gehobelter Rotkohl werden gemischt, aber vorsichtig, damit die Rüben- und Kartoffelscheiben ganz bleiben. Dann macht man eine Sauce aus gutem Speiseöl, Pfeffer, Salz, mildem Essig und etwas Zitronensaft, wenn man will, auch etwas Zucker und Brühe oder etwas von der Brühe, in der die roten Rüben gekocht worden sind, mischt den Salat gut durch und schmeckt ihn ab.

Pikantes Kartoffelmus. Die geschälten, in Stücke geschnittenen Kartoffeln werden in Salzwasser gar gekocht, abgegossen, abgedämpft und dann durch den Kartoffelquetscher gedrückt. In einer Kasserolle läßt man etwas Milch erwärmen, gibt ein Stückchen Butter dazu, schüttet die Kartoffelmasse hinein und kocht sie unter beständigem Rühren recht glatt. Wird das Mus zu steif, muß genügend Milch nachgegossen werden; man tut daher gut, diese Reservemilch gewärmt bereit zu halten. Das Mus wird dann nach Salz abgeschmeckt, schnell mit 1—1½ Obertassen voll geriebenem Schweizerkäse durchgerührt und in erwärmter Schüssel angerichtet.

Gebackenes Hirn. Das Hirn wird in lauwarmes Wasser gelegt und schön abgehäutet. Nun salzt und pfeffert man dasselbe, wendet es in verklopftem Ei und dann in Mehl um und bäckt es rasch in heißem Schmalz schön goldgelb. Beim Anrichten legt man einen Zitronenschnitz obenauf.

Englisches Beefsteak. Um ein gutes Beefsteak zu bereiten, empfiehlt es sich, das Fleisch, daß man drei Zoll dick vom Filet schneidet, leicht flach zu klopfen, aber nicht zu salzen und es dann auf die glühendheiße Pfanne zu legen. Nach einer Minute schon wird es auf die andere Seite gedreht und dies mehrmals wiederholt, bis es fertig ist, was in vier bis acht Minuten geschieht, je nachdem, ob man das Fleisch durch und durch gar oder bloß angebraten haben will. Es wird nun noch mit geschmolzener Butter bestrichen, mit Salz bestreut und sofort serviert. Auf diese Weise behält das Fleisch seinen Saft, und das Salz, das erst im letzten Augenblick dazu kommt, zieht diesen an die Oberfläche.

Bayrische Kartoffelklöße. Acht rohe Kartoffeln werden geschält, dann auf einem Reibeisen, das man in eine Schüssel mit Wasser stellt, gerieben (dies verhindert, daß die geriebenen Kartoffeln bräunlich werden), dann sorgfältig das Wasser abgießen, wobei man aber die sich auf dem Boden setzende Stärke nicht mit fortgießen darf. Die abgeseihten rohen Kartoffeln vermischt man nun mit dieser Stärke, nebst etwas leicht gebräunten Brot-Croutons, und formt daraus nicht zu große Klöße, die man in siedendem, leicht gesalzenen Wasser 15 Minuten kochen läßt. — 2) rohe, geschälte, geriebene und ausgepreßte Kartoffeln und zwei klein geschnittene, mit siedendem Wasser übergossene Semmeln werden gesalzen, zu Klößen geformt und wie im ersten Rezept gekocht. Doch ist zu beachten, daß die rohen, geriebenen Kartoffeln sehr gut ausgedrückt werden müssen, um alle Flüssigkeit zu entfernen. Am besten geschieht dies, wenn man die Kartoffeln sozusagen auswringt. Entfernt man nicht alle Flüssigkeit, so werden die Klöße klitschig.